



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie

Stoll, Adolf

Stuttgart, 1923

V. Leipzig, 1800-1806

urn:nbn:de:hbz:466:1-43628

V. Leipzig

1800—1806

Die Leipziger „Zeichnungs-, Malerei- und Architekturakademie“, jetzt „Kunstakademie“, ward 1763 gestiftet und am 6. Februar 1764 eröffnet. Ihr erster Direktor war der Maler, Bildhauer und Radierer Adam Friedrich Oser¹, ein Deutsch-Ungar, aus Preßburg, 1717 bis März 1799, auch bekannt als Lehrer Goethes, und zwar unter Oberaufsicht des Kunstschriftstellers Christ. Ludwig von Hagedorn, des Bruders des Dichters Friedrich von Hagedorn, und nach dessen Tode (1780) des unten genannten Grafen Marcolini.

Am 16. Juni 1799 war Tischbein, während die Seinen den Sommer in Weimar und Jena verlebten, von Dessau nach Carlsbad abgereist und war unterwegs in Leipzig und Dresden mit seinen Freunden Graff, Bause und Seydelmann bemüht, im Einverständnis übrigens mit Erdmannsdorff, eine dauernde, ihn mehr sichernde Stellung in einer der beiden Städte — Seydelmann wünschte selbst ihn nach Dresden als Mitdirektor der Akademie — zu finden. Der letztere wußte Marcolini dafür zu gewinnen, und Racknig, der kurz vorher in Dessau bei ihm gewesen war und seine Bilder gesehen hatte, hätte ihn auch lieber nach Dresden als nach Leipzig gezogen. Hamburger Freunde forderten ihn damals auch aufs dringendste auf, dorthin zu kommen.

Aus Carlsbad war er etwa am 7. September nach Dresden zurückgekehrt; er hatte nicht nur die Kur gebraucht, sondern auch gearbeitet, nur nicht so viel Arbeit gefunden, wie er wünschte. In Dresden aber, wo er in der Kleinen Meißner Gasse Nr. 30 ein Atelier fand, bot sich solche genug; für die Dessauer „Chalkographische Gesellschaft“ malte er auch „eine sehr fleißige Kopie mit unglaublicher Anstrengung, den wirklich sublimer Kopf der Madonna Siffina nebst dem ganzen herkulischen Jesus“ (an Bertuch, 5. Oktober 1799).

Trotz der Mitbewerbung eines Grassi „erhielten wirklich“, wie Tischbein an den Fürsten Leopold schreibt (Anfang 1800), „seine Freunde fast ohne sein Zutun die Leipziger Stelle für ihn“. Am 12. Januar erteilte ihm der Fürst dann die erbetene Entlassung; freilich trennte Tischbein sich nur mit Schmerz von seinem stets gütigen Herrn, und nur „um endlich einmal in

¹ Sein Bildnis von A. Grassi s. „Ill. Ztg.“, Nr. 2929 (17. August 1899), auch bei N.

Ruhe zu kommen und ununterbrochen der Kunst und den Seinen leben zu können“.

Am 17. Februar wurde er in Leipzig von seinen künftigen Amtsgenossen noch einmal förmlich gewählt. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens dort führte ihn auf die Höhe seines Schaffens. Er kehrte nun gegen Mitte Januar nach Dessau zurück, und nach dem letzten Abbruch ihres Wanderzeltes ging die Familie zunächst nach Leipzig. Da indessen noch bauliche Veränderungen in der Akademie und in der Dienstwohnung des neuen Direktors, besonders durch Hinzunahme einiger Zimmer des sogenannten Trogers der Pleißenburg, zu machen waren, so wandte sie sich noch für einige Wochen nach Dresden.

Was sein Direktorat anlangt, so klagte man später, er sei zu häufig und zu lange abwesend gewesen, so daß sein Amtsgenosse Hans Veit Schnorr von Carolsfeld ihn zuviel habe vertreten müssen. Dieser, der Vater des berühmteren Julius Schnorr, ward daher wohl auch sein Nachfolger. Nach Seyfers Angabe¹ hatte Tischbein außer den erwähnten äußeren Veränderungen „auch eine solche in der Zeichnungsart herbeigeführt, Wischer und Schraffierung verbannt und dem rieselnden Stift allein das Feld überlassen. Und so war denn auch die Art zu malen, wie Tischbein sie einführte, eine von der bisher in Anwendung gekommenen sehr bemerkbar verschiedene, auffallende, teilweise Aufsehen erregende. Denn wenn seine Gleichmäßigkeit eines durchaus pastösen Farbauftrages bei prinzipieller Nichtanwendung von Lasuren², die Eleganz seines in verschiedenen Farbentönen sich kundgebenden, mehr brillanten als eigentlich wahren Kolorits, bei nicht immer befriedigender Korrektheit der Zeichnung den ungeteilten Beifall aller ihm zu erwerben nicht geeignet waren, so fühlten dagegen nicht wenige sich durch manche der genannten Eigenschaften, sowie durch eine eigentümliche, Tischbein nicht abzusprechende Grazie zu einer unbedingten Anerkennung getrieben, manche sogar zu einer gewissen Bewunderung hingerissen.“

Als wir Dessau mit dem Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts verließen, um nach Leipzig überzusiedeln — wo der Vater nach Sfers Tode die ihm angetragene Stelle als Professor und Direktor

¹ Gottlieb W. Seyser, Maler und Kunstschriftsteller in Leipzig, 1789—1865. Geschichte der Malerei in Leipzig (1858), S. 153.

² Durchsichtige Farbstoffe zum Auftragen auf farbigen oder Metallgrund.

der Zeichenakademie angenommen hatte, war ich etwa siebzehn Jahre alt, sehr vorgeschritten in meiner geistigen Entwicklung, geübt im Zeichnen und Gesang, gesund, von jugendlichem und deshalb ganz hübschem Äußeren und zeigte nach der Anleitung des Vaters im geselligen Leben sowohl großen Anstand als Munterkeit (s. Tafel 17). Ich darf sagen, daß ich mich freihielt sowohl von Koketterie als von kindischen Liebeleien, wie sie im Dessauer Mädchenkreise ziemlich Mode waren. Ich konnte wohl etwas übermütig und schnöde sein, aber nie leichtsinnig; auch gefiel mir unter allen jungen Herren, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, keiner. Meist schloß ich mich an die älteren Herren an, weil ich, wißbegierig von Natur, durch ihre Unterhaltung etwas zu lernen hoffte. So war ich ziemlich bekannt mit Matthison geworden, und der wunderliche Mattei nannte mich oft seine kleine Pallas Athene. Ich konnte ernsthaft sein und mich den tiefsinnigsten Betrachtungen hingeben, im Gegensatz aber auch einmal wieder, wo nicht ausgelassen — das litt die Form nicht, die der Vater meinem Wesen gegeben hatte —, doch recht mutwillig, heiter und, wenigstens in Gedanken, oft recht unbesonnen sein. Es war vieles in mir unsicher und unklar, weil es meiner religiösen Überzeugung an Tiefe und Festigkeit fehlte, worauf alles andere beruht, was dem inneren Menschen Halt gibt. Momenten eines höheren Aufschwungs folgte oft tiefe Entmutigung, ich konnte die rechte Quelle nicht finden, weil ich sie nicht auf die rechte Weise zu suchen verstand. Meine Begriffe über Menschen und Verhältnisse waren einseitig und überspannt, und in echt weiblicher Wirksamkeit leistete ich nichts. Die Mutter, eine rührige und tätige Frau, versuchte zwar oft uns Töchter zu häuslichen Arbeiten anzuleiten. Sie fand aber in dem guten Vater den entschiedensten Widerstand und in mir keinen Trieb, ihr entgegenzukommen. Der Vater verlangte meine Gegenwart im Atelier fast den ganzen Vormittag, wo ich erst zeichnen, dann mit der Mutter und Betty singen, oft auch ihm vorlesen mußte. In die Küche kam ich nicht, und überhaupt mit häuslichen Geschäften hatte ich nichts zu tun. Nur in weiblicher Pugarbeit erlangte ich einige Fertigkeit, da unsere Toilette in Leipzig, wo wir täglich in Gesellschaft waren, viel erheischte und die Mutter doch gern, wo es anging, zu sparen suchte.

Wohl noch im Januar 1800 kamen wir in Leipzig an, und die Eltern fanden dort die erwünschte Aufnahme. Unsere künftige Wohnung im Schlosse, der alten in der Geschichte vielgenannten Pleißenburg¹, bedurfte, um uns aufzunehmen, zuvor noch einer großen Reparatur. Es wurden die nötigen Vorkehrungen deshalb getroffen, und unterdessen brachten wir etwa vierzehn Tage in höchst angenehmer Geselligkeit zu, indem wir überall Einladungen erhielten und, wie man sagt, durch unser Trio Furore machten. Die Familien, mit welchen wir später uns am innigsten befreundeten, lernten wir damals noch nicht kennen. Wir waren zunächst an den Bürgermeister Müller, den Kupferstecher Bause² und die Bankiers Lühr, Frege und Dufour adressiert.

Gern gedenke ich dieser vierzehn Tage, wo ich, eine neue Welt voll Glanz und Lust betretend, mich wirklich ergögte und das, woranes dieser Welt gebrach, nicht Zeit hatte zu prüfen.

Wir bewohnten damals einige hübsche Zimmer in einem Hause am Markt, unfern des alten Rathauses, welches ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit wurde, da ich genug über den Dreißigjährigen Krieg gelesen hatte, um zu wissen, wie oft die bedrängten Väter der Stadt in diesen alten Hallen Rat gepflogen hatten. Meine Einbildungskraft, wenn ich von unserem Hause aus das ehrwürdige Gebäude betrachtete, belebte mir dann eine Menge merkwürdiger Ereignisse, worunter Gustav Adolfs Einzug in die durch ihn befreite Stadt sich besonders hervortat. Gustav Adolf war der Held, den meine junge Seele vergötterte. Alles, was Bezug auf ihn hatte, las ich mit dem größten Eifer, ja ich verschlang es, und hätte viel darum gegeben, gelebt zu haben, als er Deutschlands Boden betrat. Ich träumte mich in jene Zeit, träumte mich in manche schöne, edle Beziehung zu dem frommen, tapferen Helden, während die Eltern, wenn ich mechanisch etwas dabei trieb, wohl nicht entfernt daran dachten, wo ich im Geiste weilte. Diese Träumereien machten einen

¹ Im westlichen, nach „Reichels Garten“ zu gelegenen Teile des Schlosses. In diesem Garten fand er bis zur Fertigstellung seiner Diensträume eine angenehme Wohnung.

² Joh. Friedr. Bause, aus Zella, ein ausgezeichnete Künstler (1738—1814), war Professor an der Kunstakademie; er hat auch Tischbeinsche Bilder gestochen. Sein Bildnis von A. Graff s. Bi. 245.

Bestandteil meiner Existenz aus. Sie beschäftigten mich in verschiedenen Beziehungen, damals wie später, ja sie begleiteten mich ins Alter.

Nach diesem kurzen Aufenthalt in Leipzig verließen wir es wieder, um noch auf einige Zeit¹ nach Dresden zu gehen. Es war ein recht kalter Wintertag, als wir, gut eingepackt, unsere Reise antraten. Wir stiegen in Dresden in der Neustadt ab, wo uns in der Meißner Straße² eine gemietete Wohnung erwartete. Ich war sehr empfänglich für die mir so ganz neuen herrlichen Eindrücke, welche Natur und Kunst in Dresden boten. Ich hatte viel von Dresden gehört, von der Bildergalerie, der herrlichen Kirchenmusik und der schönen Gegend, von der wir freilich damals wenig genossen. Desto mehr aber gab ich mich anderen Eindrücken hin, die hier so mannigfaltig auf mich einströmten. Ich kann die Empfindung nicht beschreiben, mit welcher ich zuerst vor Raphaels Madonna trat, mit der ich das Ledeum von Haffe in der katholischen Kirche und so manche andere schöne Musik hörte. Beschreibungen der Art liebe ich überhaupt nicht; es genüge zu sagen, daß ich, begabt mit großer Empfänglichkeit, alles auffaßte, was ich Erhabenes sah und hörte, um es mir so kräftig einzuprägen, daß diese Erinnerungen immer noch zu den schönsten gehören, welche ich bewahre.

Das reichste gesellige Leben begann nun auch in Dresden für mich, und ich genoß es frisch und heiter³. Unter anderen Bekanntschaften meines Alters zeichneten sich Cora Neumann und Lina Graff⁴ aus, erstere durch achtungswürdige geistige Eigenschaften,

¹ Februar bis Ostern 1800.

² Die Große Meißner Gasse, die sich in die Kleine fortsetzt, mündet in einer Windung in die Körnerstraße ein, so daß Körners und Tischbeins Wohnung und dessen Atelier dicht beisammen lagen. Auch die mit beiden viel verkehrende von Racknigische Familie wohnte in der Neustadt, Palaisplatz (jetzt Kaiser-Wilhelms-Platz) Nr. 34.

³ „In dringendste Geschäfte und tausenderlei Zerstreungen geteilt,“ schreibt ihr Vater an Bertuch, „habe ich in einem Taumel gelebt. Ich bin sehr beschäftigt, habe eben das Porträt der Gräfin Marcolini noch zu beenden und von Dresden noch nichts genossen als diners, soupers und thés coiffés.“

⁴ Die Tochter des berühmten Porträtmalers Anton Graff (1736—1813) aus seiner zweiten Ehe mit der Tochter Sulzers in Berlin; sie heiratete später den Maler Kaaz; s. Muther, A. Graff, 32.

letztere durch große Anmut. Die Familie Neumann¹ gehörte zu den merkwürdigen äußeren Erscheinungen, welche man nicht leicht vergißt. Die Mutter und eine unverheiratete Schwester derselben waren mehr als häßlich; gnomenhaft klein, verwachsen, braungelb mit platten, unförmlichen Zügen, machten sie einen um so übleren Eindruck, als sie in Anzug und Benehmen sich jugendlich und anmutig zu geben versuchten. Sie waren höchst empfindsam, immer in Ekstase. Mit krächzenden Stimmen überboten sie sich in zarten, süßen Redeweisen, wobei die Worte „himmlisch“, „göttlich“, „einzig“ nicht gespart wurden. Wer die Mutter Neumann ihre Schwester „süße Lina“ nennen hörte und diese wiederum jene „meine Herrliche“, konnte nicht ernsthaft bleiben, so sehr standen diese Benennungen im Kontrast zu denen, welchen sie galten. Sonst waren Mutter und Lante gutmütige Damen, die, natürlicher auftretend, sich wohl Zuneigung erwerben konnten. Cora, in der That sorgfältig erzogen und bei ihren Fähigkeiten vielseitig ausgebildet, war nicht ganz so häßlich wie die Mutter, aber doch völlig entblößt von Grazie und Anmut. Auch ihr hatte man ein gut Teil Sentimentalität eingeimpft, wodurch sie lächerlich wurde bei aller Überlegenheit ihrer moralischen Eigenschaften. Sie mußte singen, tanzen und zeichnen, ohne irgend Talent zu diesen Künsten zu besitzen. Ihre Stimme war hart, ihre Töne falsch, ihr Körper schwerfällig, klein und stark; sie zeichnete korrekt, aber ohne Geist. Mir widmete sie eine besondere Liebe, die ich so gut erwiderte wie ich konnte. Sehr befriedigte mich ihre geistige Richtung. Sie hatte viel und mit Nutzen gelesen, war in soliden Kenntnissen mir so weit überlegen, daß ich viel von ihr lernen konnte, und zeigte bei jedem Anlaß wahre Herzensgüte. Doch berührte ihre gezierte Redeweise und Empfindsamkeit mich unangenehm oder reizte mich zu leisem Spott.

Es lebte damals in Dresden ein berühmter Tenor, Signor Benelli²; er war ein Held des Tages, der Abgott und Adonis der Damen, und meine gute Cora widmete ihm eine schwärmerische

¹ Es war die Familie des Oberkriegskommissars Johann Leopold Neumann, der Schloßgasse Nr. 322 wohnte.

² Antonio Peregrino Benelli, 1771 geboren zu Forli, gestorben 1830 zu Bönichen im Sächsischen Erzgebirge, war als Sänger, Gesanglehrer, Kritiker und Komponist geschätzt.

Anbetung¹. In der Oper saß sie weit vorgebeugt, atemlos seiner Stimme lauschend, wobei sie ihn zugleich bei jeder Rolle in irgendeiner Stellung skizzierte, zu welchem Zweck sie stets Papier und Bleistift zur Hand hatte. Diese Skizzen führte sie dann zu Haus weiter aus, und so entstand eine ganze Menge kleiner Venellis, die, verkrüppelt und verzeichnet, sich ganz verwünscht ausnahmen. Der törichte Vater ließ die Dinger auf eigene Kosten stechen, und Cora überreichte erstlich dem gefeierten Sänger selbst, dann allen Freundinnen diesen Erweis ihres Genies, wodurch sich das arme Mädchen, ohne es zu ahnen, grausam lächerlich machte. Ein andermal tat sie dem schönen Undankbaren, der sich um seine Verehrerin wenig kümmerte und sie auslachte, eine höchst eigentümliche Ehre an. Neumanns gaben einen Ball, wozu auch Herr Benelli geladen war, der mit der Tochter des Hauses den Tanz eröffnen mußte. Die Polonaise führte durch alle Zimmer. Im Vorsaal stand auf einem gedeckten Tisch eine große Torte, welche ein loser Kranz von buntfarbigem Konfekt schmückte. Diesen Kranz erhaschte Cora vorüberschwebend und drückte ihn dem Sänger auf, der wohl oder übel mit dem bezuckerten Lorbeer auf dem Haupte seine Tour vollenden mußte, während die übrige Gesellschaft vor Lachen zu ersticken drohte. Lina Graff versuchte zuweilen Cora auf diese Lächerlichkeiten aufmerksam zu machen; aber deren kindliche Pietät hinderte sie, den Vorstellungen ihrer Freundin Glauben zu schenken. „Die Eltern wollen es so, die Eltern finden es gut“, in diesem Begriff verlor sich die bessere Einsicht des guten Mädchens, welche sonst wohl gesiegt hätte.

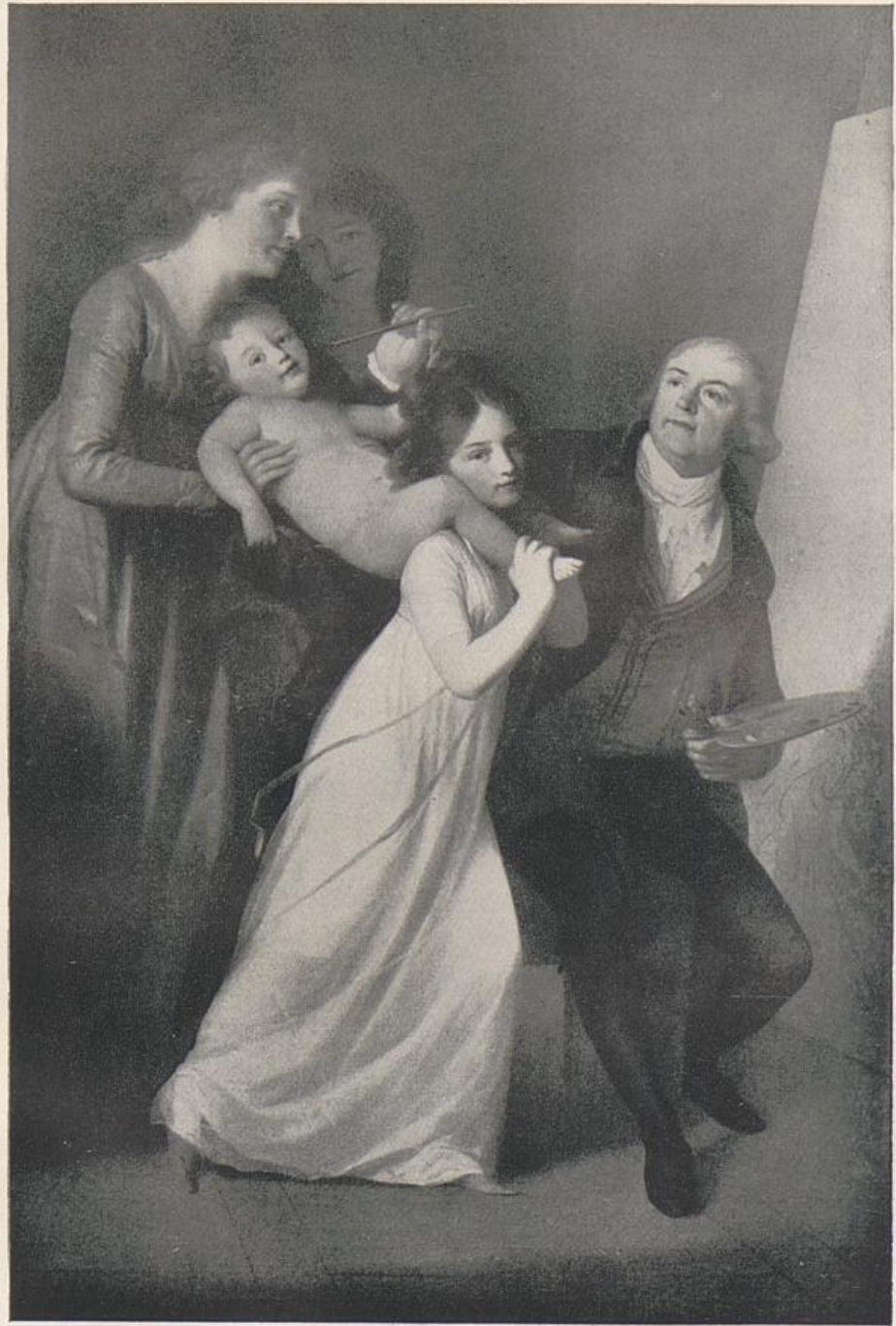
Ein alter Freund meines Vaters, der Professor Seydelmann²,

¹ Ubrigens waren sie und ihre Mutter fertige Klavierspielerinnen, mit denen auch Gries viel Musik trieb (Gries' Leben, 17).

² Der Direktor der Kunstakademie Jakob Crescentius Seydelmann (1750 bis 1829), ein Schüler von Raphael Mengs, erfand eine besondere, nach ihm benannte Sepiamanier. Seine Gattin Apollonia (1767 [oder 68] bis 1840), aus Venedig, Tochter eines französischen Gutsbesizers und einer Römerin, war sechzehnjährig mit Seydelmann vermählt und von ihm und Therese Maron, der Schwester von Raphael Mengs, derart ausgebildet worden, daß sie zum Mitglied der Dresdener Akademie für das Fach der Miniaturmalerei ernannt werden konnte. Ihr Hauptwerk war eine im ganzen gute (nach der *ADB* „meisterhafte“) Zeichnung von Raphaels Sixtinischer Madonna, nach der Friedrich Müller, der obengenannte Sohn Joh. G. Müllers, seinen berühmten Stich ausführte; doch hat er wegen der Mängel dieser Zeichnung ihre Köpfe sich sämtlich selber gezeichnet.



Sophie Tischbein und ihre Töchter Caroline und Betty



Johann Friedrich August Tischbein und seine Familie

hatte sich in Dresden niedergelassen¹. Er hatte, nachdem er länger als mein Vater in Rom verweilt, sich eine schöne Römerin als Gemahlin mitgebracht. Madame Seydelmann mochte, als ich sie kennen lernte, eine Frau von dreißig Jahren sein, der allerdings schon etwas Jugendfrische abging; diese wurde aber durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit reichlich ersetzt. Sie war von elegantem Wuchs, hatte wunderbar schöne schwarze Augen, köstliche Zähne und die ansprechendste Physiognomie, die man sehen konnte. Sie malte wie ihr Mann in Sepia, in Miniatur par excellence, und genoß mit vollem Recht den Ruf einer ausgezeichneten Künstlerin. Mein Vater bat sie, mir Unterricht zu geben, und so wanderte ich alle Morgen um elf Uhr von der Neustadt in die Altstadt zu Seydelmanns, welche dort am Neumarkt ein schönes Haus besaßen, das Frau Seydelmann noch jetzt (1839) als Witwe bewohnt². Man sagte ihr nach, sie habe viele Verehrer und sei nicht gerade unempfindlich, was auf sich beruhen mag. Ich war sehr gern dort, hatte meinen Platz neben dem Wohnzimmer der Dame in einem kleinen Kabinett und durfte öfters dort essen. Nach beendigter Wachtparade — die Zeit, wo Madame Seydelmann, in einen feinen muslinenen Pudermantel gehüllt, sich frisieren ließ und zugleich Besuch annahm — fehlte besonders ein Herr Hauptmann . . . nie. Er schien ein Verehrer der liebenswürdigen Frau zu sein, die ihn stets freundlich empfing und lebhaft mit ihm plauderte; aber nie gewahrte ich etwas zu Freies in ihrem Benehmen.

Eine andere schöne, elegante Dame war die Frau Kapellmeister Schuster, die, wie es hieß, in vertrauter Verbindung mit einem Grafen Manteuffel lebte³. Der Graf war ein schöner, geistreicher junger Mann, Frau Schuster hübsch und jung, der Herr Kapellmeister alt und merkwürdig häßlich. Man folgere daraus, was man will; ich berichte nur, was ich gehört habe.

Eine andere Familie, mit der die Eltern gern Freundschaft

¹ D. h. er lebte von jeher dort.

² Es war das Haus Nr. 387 am Jüdenhof, der nordwestlich sich an den Neumarkt legt.

³ Von den drei damals in Dresden lebenden Freiherren von Manteuffel — einen Grafen gab es nicht dort — kann nur der Regierungsassessor Friedrich Otto Gottlob von Manteuffel, 1777—1812, in Betracht kommen.

und geselligen Verkehr unterhielten, war der Justizrat Christian Gottfried Körner mit seiner Frau¹ und zwei Kindern, Theodor und Emma, und einer Schwester der Frau Körner, Dora Stock, einem alternden, aber interessanten Mädchen. Das Körnersche Haus war ein Sammelplatz geistvoller Geselligkeit. Man fand dort fremde Künstler und Gelehrte, Bürgerliche und Adelige. Die innere Wirtschaft bei Körners war ungefähr wie bei Schlegels beschaffen. Ganz verwünscht schlechte, knappe Bewirtung und Unordnung in allen Ecken. Aber von elf Uhr morgens an saßen die Damen im schönsten Puz im Visitenzimmer, um Besuche zu empfangen, oder machten Besuche. Der Vater Körner war ein prächtiger Mann, voll Niederkheit und kräftigen Geistes. Seine Frau war klug und von sehr gewandten geselligen Formen, aber beißendem Wize. Ich habe sie nie leiden mögen.

Dora Stock wurde ein Liebling des Vaters. Sie hatte nicht, wie ihre Schwester, giftige Witzpfeile, sondern einen unerschöpflichen Vorrat guter Einfälle und neckischer Laune, der sie zur angenehmsten Gesellschafterin machte. Dabei war sie gebildet und malte in Pastell mit großer Fertigkeit².

Unter den jungen Männern, welche in diesem Kreise sich bemerklich machten, war ein Herr von Schönberg, der sehr fettert wurde, mir aber etwas fade vorkam³.

Überhaupt fesselte in Dresden nur eine ausgezeichnete Erscheinung meine Aufmerksamkeit. Dies war Frau von Racknitz, an deren Mann der Vater ganz besonders empfohlen war⁴. Nie habe

¹ Ihr bescheidenes Haus, in der Körnerstraße 4, nur hundertfünfzig Meter vom Japanischen Palais entfernt, wo Tischbein sein Atelier hatte, auch nahe bei dessen Wohnung, ist heute der Sitz des wunderfeinen Städtischen Körnermuseums. In ihm wohnte auch Schiller 1785—1787 und wurde Theodor Körner am 23. September 1791 geboren.

² Dora Stock (1761—1815) und Minna Körner waren die ungleichen — Minna sehr, Dora sehr wenig schön — Töchter des Kupferstechers Joh. Michael Stock in Leipzig; er war Goethes Hausgenos im „Goldenen Bären“, bei dem dieser radieren lernte („Dichtung und Wahrheit“, Hempelsche A. 2, 104f. und 329f.). Den beiden acht- und sechsjährigen Mädchen gab Goethe gelegentlich eine Bibelstunde.

³ Er ist nicht festzustellen, da damals fünfzehn Herren von Schönberg in Dresden lebten.

⁴ Joseph Friedrich Freiherr von Racknitz, ein wackerer Mann, auch literarisch tätig und Komponist (1744—1818), war seit 1796 vermählt mit Anna Charlotte

ich etwas Erhabeneres und zugleich Lieblicheres gesehen als diese Frau. Sie war groß, sehr schlank und von elastisch weichen Formen. Ihr vollkommen regelmäßig gebildetes Antlitz schmückten reiche blonde Locken, und einen zarteren Farbenschmelz, als ihr Teint zeigte, sah ich nie. Sie neigte, wenn sie sprach, etwas das Haupt, was ihr ungemein gut ließ. Ihre Sprache war sanft und melodisch, ihre Ausdrucksweise gewählt, doch ohne Ziererei, und über ihr ganzes Wesen ergoß sich jene unbeschreibliche Anmut, welche die Alten in den drei schwesterlichen Grazien zur Gottheit erhoben. Wie ausgezeichnet stand sie da unter den üppigen, eleganten und galanten Damen, welche damals in Dresden gefeiert wurden, ein Muster frauenhafter Sittsamkeit und geselliger Feinheit! Sie war die angenehmste Wirtin, jedermann fühlte sich leicht heimisch in ihrem Hause. Leichtfertigkeit und Spott wichen ihrer milden Geistesherrschaft, und doch war man stets fröhlich und guter Dinge bei ihr. Ich betete sie an, und sie erlaubte gern, daß ich manche Stunde auch außer den Gesellschaftsabenden bei ihr zubrachte, gewiß nicht ohne Nutzen für meine geistige Ausbildung. Das ganze Wesen der herrlichen Frau war Harmonie. Ihre feinen Züge und klaren blauen Augen beseelte ein wahrhaft überirdischer Ausdruck. Ihre Sprache klang mir wie Musik, so viel Wohllaut lag darin; sie kam mir unter den anderen Frauen wie eine Heilige vor. Manche dieser auch anmutigen, reizenden Damen mochte, wie ich später erfuhr, wohl Ursache haben, vor ihrem reinen Blick die Augen zu senken. Aber sie zeigte kein Übergewicht, welches vernichtet, sondern jene echt moralische Größe, welche nach dem Beispiel unseres Erlösers aufrichtet und erhebt. Herr von Racknis, ihr Gemahl, vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre älter als sie, war bei aller geistigen Bildung doch etwas derb und ungeniert in seinen Ausdrücken; überhaupt paßte er nicht für diese Frau, und es ist mir nicht er-

von Bülow, Tochter des dänischen Gesandten am kursächsischen Hofe. Nachdem er die Feldzüge 1761 und 1762 mitgemacht, trat er in den Hofdienst und wurde 1790 Hofmarschall, zugleich ward die Hofkapelle und das Theater ihm unterstellt, deren Bestand er von 1813 bis 1815 in rastlosem Bemühen gesichert hat. Das schöne Bild seiner Gattin von Tischbeins Hand, in ganzer Figur, Lebensgröße, im Besiß des Herrn Emil Richter in Leipzig, war 1914 in Darmstadt ausgestellt (Kat. Nr. 717). — Des Freiherrn Bild von Anton Graff s. Bi. 498.

klärlieh geworden, wie dieser Bund sich knüpfen konnte. Auch zog über das liebe, sanfte Antlig doch oft, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ein trüber Schatten, der auf verborgenes Weh deutete, und oft schien es mir, als beuge die schlanke, weiche Gestalt sich unter dem Druck eines eisernen Geschicks. Aber sie trug durchaus keine Sentimentalität zur Schau, vielmehr gab sie sich stets gefällig und gewekkt den Anforderungen hin, welche ihre Stellung mit sich brachte, und die Art, wie Herr von Racknig seine Gemahlin behandelte, zeigte, daß er ihren vollen Wert anerkannte und daß er glücklich durch sie war. Sie erfüllte den schwersten Beruf der Frauen, sie beglückte, ohne selbst beglückt zu sein. So jung ich war, machte ich doch damals die Bemerkungen, welche ich jetzt niederschreibe, und Frau von Racknig wurde mein Ideal; noch immer begeistert mich das Andenken an diese edle Frau, ich habe ihresgleichen nicht wieder gesehen¹.

Bald fand sich der Vater in die angenehmen, geistreichen Zirkel eingeführt, welche damals in Dresden zu finden waren und an welchen auch die Mutter und wir teilnehmen durften. Meine Schwester war zwar noch sehr jung, sang aber sehr hübsch und spielte Klavier mit großer Fertigkeit².

Der Baron von Racknig mit seiner Gemahlin, Körners, Graffs, Seydelmanns, der Kapellmeister Schuster, dessen hübsche Frau und Graf Manteuffel bildeten einen geselligen Verein, wie man ihn gewiß nur selten finden kann. Der Vater erhielt ein Atelier im Japanischen Palais und fand sich bald mit Arbeiten überhäuft. Ein Porträt der Baronin von Racknig gelang ihm vorzüglich.

Ich lernte auch den Kapellmeister Naumann³ kennen und

¹ Frau von Racknig wohnte noch 1828 auf Gut Ringethal bei Mittweida.

² Beide Mädchen wirkten auch in dem Blümmerschen Dilettantentheater in Leipzig mit.

³ Joh. Gottlob Naumann, 1741—1801, war einer der ausgezeichnetsten Musiker seiner Zeit. Er hatte sich erst mit einundfünfzig Jahren mit einer Dänin (von Grodtschilling) verheiratet und in seinem Geburtsort Blasewig als Erster ein palastähnliches Landhaus, das etwa 1893 abgetragen ward, erbaut, in dem die damals dort verkehrende Caroline auch die ihr später sehr vertraute Elise von der Recke kennen lernte (siehe Geod. von Biedermann, „Gelegenheitsdrucke von 1749 bis 1820“, wo auch solche aus dem geistig belebten Rackwig-Bilowschen Kreise, z. B. zur Hochzeit des Naumannschen Paares 1785 und anderes, mitgeteilt werden).

hörte in seinem Hause ein Oratorium, das mich aber bei weitem nicht so erhebend ansprach als Haffes *Tedeum* in der katholischen Kirche. Naumann war ein freundlicher Greis, noch sehr rüstig und kräftig, aber leider fast taub. Merkwürdig war aber dabei der Umstand, daß diese Taubheit, die im Gespräch ihn nötigte, ein Sprachrohr zu gebrauchen, zu verschwinden schien, wenn er Musik hörte oder dirigierte¹. Hier entging ihm auch nicht der geringste falsche Ton, wie ich selbst bei einer Aufführung seines Oratoriums bemerkte. Es war die Hauptprobe, und einige Sänger fielen unrichtig ein. Die Stelle mußte zweimal wiederholt werden, bis sie dem Ohr des guten Kapellmeisters genügte. Wie sich dieses Spiel der Natur erklären läßt, weiß ich nicht; aber es ist buchstäblich wahr. Naumann hatte große Freude an unserem Gesang und der damals stark vorschreitenden Entwicklung meiner Stimme.

Mein Vater war in Dresden besonders an den damals allmächtigen Minister Grafen Marcolini empfohlen, dessen Gemahlin und Tochter er auch malte². Die Familie galt für unerhört stolz, und wie ich mich erinnere, bequemte sich die Frau Ministerin nur höchst ungerne dazu, dem Vater in seinem Atelier zu sitzen. Aber es half nichts; wollte sie gemalt sein, so mußte sie kommen, da es fester Grundsatz bei dem Vater war, die Séancen nur in

¹ Diese Angabe wird bestätigt von Meißner, Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns 2, 236 f. und in Naumanns Leben (Dresden 1841), 359.

² Als dreizehnjähriger Knabe war Camillo Marcolini, (1739—1814) — sein Grafentitel war erschlichen — als Silberpage von seiner Heimatstadt Fano (bei Pesaro) vom Kurprinzen Friedrich Christian (Kurfürst 1763) nach Dresden mitgenommen worden und hatte sich, klug und seinem Herrn und dessen Sohn und Nachfolger treu, allmählich zum Kabinettsminister emporgeschwungen, ohne indessen die eigentlichen Staatsgeschäfte zu leiten. Um die kostbaren Sammlungen hat er sich gewisse Verdienste erworben, aber dabei auch nicht versäumt, sich in Sachsen ein Vermögen zu machen. 1813 mußte er Dresden verlassen und ging nach Prag, wo er 1814 starb. — Er war dem Titel nach auch Direktor der Akademie, von der die Leipziger, fortan Tischbein unterstellt, in gewisser Abhängigkeit stand. — Seine Frau war eine geborene Baroness D-Kelly, Tochter des aus Irland stammenden österreichischen Feldzeugmeisters John D-Kelly (siehe D-Byrn, Camillo Graf Marcolini, 57). Sie kehrte nach Marcolinis Tod nach Dresden zurück und ist da 1819 in ihrem Hause, Große Brüdergasse Nr. 271, gestorben. Die Überreste beider wurden 1837 in Geierberg in Böhmen und 1839 endgültig in Fano beigesetzt. — Nachkommen beider sind nicht mehr in Sachsen, aber in Fano durch ihren zweiten Sohn noch vorhanden. — Marcolinis Profilbild siehe bei Brabant, „In und um Dresden 1813“ (1913), 33.

seinem Atelier zu geben. Wir mußten durch unsern Gesang die stolze Dame unterhalten, was ihr so sehr gefiel, daß sie, etwas Unerhörtes, uns mit einer Einladung zum Tee und Souper auf ihre schöne Villa¹ — bei der Osterwiese, wenn ich nicht irre² — beehrte. Wir sollten aber erfahren, daß eine solche Ehre nicht sonder Beschränkung erteilt werden konnte, welche völlig geeignet war, uns vor aller Überhebung deshalb zu bewahren.

Um 6 Uhr abends an einem warmen Frühlingstag [1801] fuhren wir wohlgeputzt hin und wurden von einem reichgalonierten Bedienten durch den Hausflur in den Garten geführt, wo in einem Pavillon die Gäste sich versammelt hatten. Die Gräfin ließ uns dicht herankommen, bis sie geneigt war, uns mit einem leichten Kopfnicken zu begrüßen, indem sie uns der Gesellschaft mit den lakonischen Worten vorstellte: „La famille Tischbein“. Der Graf war nicht zugegen, und die Familie Tischbein stand ziemlich verlegen im Vordergrund des Pavillons, ohne daß sie zum Gigen ersucht wurde. Meinem guten Vater schwoll der Kamm etwas, und ich war verlegen, aber keineswegs demütig, vielmehr suchte ich so stolz als möglich auszusehen. Einige peinliche Minuten vergingen auf diese Weise, bis die Gräfin aufstand, auf die Mutter, mich und Betty zuging und nachlässig sagte: «Eh bien, mesdames, un petit air ou un trio, s'il vous plaît.» Wir schwiegen alle drei still, und der Vater trat vor. Was er ungefähr für uns würde geantwortet haben, ahnte ich so ziemlich, aber ehe er noch sprechen konnte, stellte sich zwischen uns und die Gräfin eine hohe, majestätische Gestalt; es war Komtesse Marcolini³, die einzige Tochter des edlen Paares. Mit den freundlichsten Worten begrüßte sie uns, indem sie zugleich ihrer Mutter mit einem Blick, der ihre Oberherrschaft verriet, bedeutete, daß wir vielleicht vorziehen würden,

¹ Siehe über ihre dort gegebenen Feste D-Byrn a. a. D. 86. Heute gehören Palais und Garten zum Stadt Krankenhaus in der Friedrichstadt und -straße. 1813 schlug Napoleon hier sein Sommerquartier auf, und das Zimmer, in dem er die bekannte Unterredung mit Metternich hatte, wird noch gezeigt. Siehe darüber A. Siedler, (Dresden 1904).

² Die heutige Friedrichstadt hieß damals Ostra.

³ Gräfin Auguste, geboren 1782, vermählte sich mit dem Feldmarschall-Deutnant Grafen Nimpfisch und starb schon 1817 zu Karlsbad.

erst den Garten zu besuchen, worauf sie uns sehr artig bat, ihr zu folgen, während der Vater von dem eben eintretenden Grafen Marcolini in Empfang genommen wurde.

Die liebenswürdige junge Gräfin führte uns durch den wirklich herrlichen Garten, indem sie mit der größten Urbanität uns für den häßlichen Empfang ihrer Mutter zu entschädigen suchte. Dann gingen wir mit ihr in das Haus zurück, wo indessen die Gesellschaft in einem großen Salon sich versammelt hatte und wo uns Tee gereicht, aber keine Stühle präsentiert wurden, obwohl die andern saßen. Komtesse Marcolinis Macht schien hier ihre Grenze gefunden zu haben; alles was sie tun konnte, war, selbst stehend sich zu unterhalten, während die übrigen vornehmen Herren und Damen uns neugierig anstarrten.

Endlich kam der Graf selbst auf uns zu und ersuchte uns in einem so artigen Ton etwas zu singen, daß der Vater durch einen Augentwink einwilligte und wir mit der Mutter ein Trio sangen, welches ungemeinen Beifall fand, indem alle Anwesenden, selbst die Gräfin, nach Beendigung desselben sich uns zudrängten und baten, mehr zu singen. Dies waren wir aber keineswegs willens, sondern der Vater entschuldigte uns mit der ihm bei solchem Anlaß eigenen vornehmen Miene, und wir empfahlen uns, das Souper, wobei wir am Ende auch noch hätten stehen müssen, im Stiche lassend, trotz der wiederholten Bitte, welche die etwas verbindlicher gewordene Gräfin an uns ergehen ließ. —

Mit dem eintretenden Frühling vermehrten sich die mir in Dresden vorbehaltenen Genüsse. Es wurden häufig Partien aufs Land gemacht, unter anderen nach Tharand, und sehr oft fuhren wir auch auf der Elbe in einer sehr hübschen Gondel spazieren. Es war eine schöne Zeit, und nie komme ich nach Dresden, ohne Anklänge jener Jugendgefühle zu empfinden, die mich in die Vergangenheit zurückführen.

Auch diesen Sommer (1839) feierte ich jene Erinnerungen und besuchte die gute alte Seydelmann. Es war mir sonderbar zumute, als ich die Thür berührte, die so oft dem jungen siebzehnjährigen Mädchen sich geöffnet hatte und vor der jetzt die alte, fünfundfünfzigjährige Frau stand. Ich trat ein; alles Leblose, der

schöne Saal mit seinen Gemälden und so manchem wohlbekanntem Gerät war wie sonst, aber auf der wohlbekannten, weiß überzogenen Bergère im Kabinett saß eine vom Alter gebeugte und von der Sicht gekrümmte kleine Frau mit scharf ausgeprägten Zügen in einem dunklen, vernachlässigten Negligé: es war die ehemals so schlanke, reizende, sorgfältig gepuzte Seydelmann.

Der Vater malte in Dresden, 1800, auch die Tochter¹ des Fürsten Alexej Orlow, des Mörders Peters III. Die gigantische, finstere Gestalt dieses Mannes machte einen äußerst widrigen Eindruck auf mich, da ich wußte, was seinem Namen eine so traurige Unsterblichkeit verlieh. Eine breite, dunkelblaue Narbe quer über das ganze Gesicht, angeblich von einer Wunde, welche der unglückliche Zar im Todeskampfe mit den Nägeln ihm zugefügt haben sollte, entstellte furchtbar seine starren Züge, welche nur dann milder erschienen, wenn er in das sanfte Engelsantlig seiner Tochter schaute. Als er zum erstenmal den Vater besuchte, schreckte ich unwillkürlich auf, und da er nun gar auf mich zuschritt mit den Worten: „Eh bien! was erschreckt die Kleine?“, meinte ich schon seine eiserne Faust in meinem armen Nacken zu fühlen.

Der fürstliche Sünder, erzählte man, konnte nicht anders schlafen, als bei dem Schein vieler Kerzen, welche stets sein Schlafgemach erleuchteten, und oft ließ er mitten in der Nacht die Tochter zu sich rufen, um mit Gesang den finsternen Dämon zu beschwören, welcher seit jener entsetzlichen Tat ihn rastlos verfolgte².

Mit dem Frühling des Jahres 1800, zu Ende Mai, trat endlich der Vater seine Stelle in Leipzig an. Unser Einzug in die Pleißenburg war mir sehr merkwürdig. Ziemlich bewandert in

¹ Des Grafen einzige rechtmäßige Tochter, die damals sechzehnjährige Anna Alexejewna, vermählte sich später mit dem Grafen Panin, wohl dem unten genannten Vertrauten Pauls I. und einem seiner Mörder, und brachte ihm ein ungeheures Vermögen zu. Sie ward später Palastdame der Gemahlin Nikolaus I., der Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise.

² Graf Alexej Orlow, russischer General, hatte in der Nacht zum 9. Juli 1762 mit seinem (1783 verstorbenen) Bruder Gregory, dem Geliebten Katharinas II., im Einverständnis mit dieser deren Gemahl Peter III. in Kopscha erdroffelt. 1770 hat er bei Tschesme die türkische Flotte vernichtet. Von Kaiser Paul 1796 verbannt, lebte er eine Zeitlang in Dresden. Das Adreßbuch von 1799 bietet die Notiz: „Herr Orlow, Graf von, d. hinter der Frauenkirche N. N. 5.“ — Er starb 1809 in Moskau.

der Geschichte, fand ich in der alten Feste hinreichenden Stoff zu Erinnerungen an Begebenheiten der Vorzeit und zu schauerlichen Phantasien; denn auch an Sagen fehlte es nicht, die sich auf die Burg bezogen. Unsere Wohnung war in einem Seitengebäude (rechts vom Troger, der Fassade der Burg)¹, wenn man von der Stadt in das Schloß kam. Eine niedrige, gewölbte Tür führte zu einer engen gewundenen Treppe von Stein. Oben angelangt kam man in des Vaters Atelier, welches hart an der Treppe lag und aus vier schönen geräumigen Sälen bestand. Um zu unseren Wohnzimmern zu gelangen, mußte man aber einen engen, langen Gang passieren, welcher in der Mitte durch ein sehr kleines Fenster nur sehr schwach erhellt wurde. Ach wie oft habe ich es auf diesem bedenklichen Gang spuken hören und mich tief unter die Bettdecke verkrochen in unserem hart an diesem Gang gelegenen altertümlichen Schlafgemach. Es knatterte, raschelte, seufzte, ging, leise oder laut. Die Erklärung des Spuks, welche ich zu furchtsam war zu suchen, bleibe ich schuldig, aber gewiß, es spukte, entweder draußen oder in meinem Kopfe.

In Leipzig gestaltete sich unser Leben recht im Gegensatz zu der stillen Häuslichkeit in Dessau um vieles anders. Leipzig stand damals in seiner Glanzperiode; der Oberbürgermeister Müller, die ersten Kaufherren der Stadt, Frege, Dufour-Pallard, Küstner, Löhr, beeiferten sich, ihre Häuser zu dem angenehmsten Mittelpunkt auch für Gelehrte und Künstler zu machen, wie ihnen denn auch jeder gebildete Fremde willkommen war. In diesen Kreisen herrschte sowohl zwanglose als anständige Sitte, und wer den Spieltischen nicht huldigen wollte, fand stets Befriedigung in anderer, zusagenderer Unterhaltung.

Anders freilich als diese Kaufherren waren ihre Söhne; zeichneten sich jene durch Geistesbildung und feine gesellige Anforderungen und Formen aus, so waren die jungen Herren keineswegs darauf bedacht, in die Fußtapfen ihrer würdigen Väter zu treten und erachteten dies auch nicht für nötig. Das Leipzig von damals und von jetzt bietet nur eine schmerzliche Vergleichung.

Der Vater wurde in Leipzig mit besonderer Auszeichnung empfangen. Unserer Mutter Liebenstwürdigkeit, meiner Schwester wirk-

¹ Ein Teil ist in das neue Rathaus eingebaut, das übrige abgetragen.

lich seltene Schönheit (s. Tafel 18) und unser beider musikalisches Talent machten die Familie Tischbein gewissermaßen berühmt, und es gehörte zum guten Ton, mit ihr bekannt zu sein. Unser guter Vater legte, wenn ich es wagen darf ihn zu tadeln, auf diesen nichtigen Beifall der Welt zu viel Wert und fühlte sich nicht glücklicher, als wenn er uns gefeiert sah. Zu tüchtigen Hausfrauen konnten wir uns bei dieser Lebensweise nicht ausbilden. Die Vormittage waren dem Zeichnen, der Musik und dem Unterricht in der italienischen Sprache gewidmet, der Nachmittag ging mit zufälligen Besuchen, Promenaden oder Arrangements für die Abendtoilette hin. Denn nur selten gab es einmal in der Woche einen stillen Abend zu Hause, wohl aber hintereinander Wochen, wo alle sieben Tage hindurch eine Fête der andern folgte; leider auf Kosten meiner Gesundheit, welche weniger vertragen konnte als die meiner Schwester Betty.

Hinsichtlich seiner Kunst leistete der Vater in Leipzig viel. Er vervollkommnete sich noch immer mehr im Porträtmalen, war aber auch so beschäftigt, daß er kaum den Aufträgen genügen konnte, und seine Einnahme steigerte sich sehr bedeutend. Mit scharfem Kennerblick gelang es ihm auch, auf den Messen bei den Bilderhändlern gute Werke alter Meister zu erspähen, wohlfeil zu kaufen und mit Glück wieder zu verkaufen. So zahlte ein reicher Engländer, Lord Hope, für einen Poussin, der fünfhundert Taler gekostet hatte, dreitausend Taler.

Es ging aber dem guten Vater leichter aus der Hand als in die Hand, und seine Kasse prosperierte nie.

Von Leipzig aus, wo er mit immer gleichem Glück, nur leider oft unterbrochen durch Kränklichkeit, arbeitete, machte er mehrere Kunstreisen, unter anderen nach Weimar, wohin er berufen wurde, um die junge Erbgröszherzogin¹ zu malen. Dies Bild glückte ihm vorzüglich. Es stellt die junge, schöne Fürstin in Lebensgröße in kaiserlichem Schmucke dar, war vollkommen ähnlich, und besonders war es dem Vater gelungen, ihren wunderschönen Teint ganz der Natur getreu wiederzugeben.

¹ Maria (1786—1859), Tochter Kaiser Pauls I., 1804 Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich (regierte 1828—1853). — Großherzogtum wurde Weimar erst 1815. — Tischbein zeichnete damals (1804) auch Schiller, malte seine Bild aber erst 1805 (s. S. 81).

Bei dieser Gelegenheit will ich einschalten, daß der Vater noch von Dessau aus eine Reise nach Berlin machte¹, wo er seine Bekanntschaft mit Shadow erneuerte und viel für den Hof beschäftigt wurde. Er malte die Königin Luise, damals im Glanz der frischesten Schönheit und Jugend, mit ihrer Schwester, der nachmaligen Herzogin von Cumberland², in Lebensgröße auf einem Bilde. Die Komposition dazu war anmutig, die Köpfe äußerst gelungen, aber das Ganze tat wenig Wirkung, ohne daß man recht anzugeben wußte, woran es fehlte. Vortrefflich aber waren ihm die Porträts der königlichen Prinzen, und besonders das vom Prinzen Louis Ferdinand, diesem Heros unter den Fürstensöhnen jener Zeit, gelungen, und ich will bekennen, daß ich vor einer Kopie dieses Porträts, welche der Vater mitbrachte, oft in stiller Bewunderung gestanden habe. Man sagt, kein weibliches Herz habe diesem prinzlichen Lovelace³ widerstehen können.

Im Jahre 1803 kam der Fürst von der Lippe⁴ in Begleitung Friedrich Wilkens, der seine wissenschaftlichen Studien leiten sollte, nach Leipzig. Sein Oberhofmeister, Graf Haacke, ein alter Bekannter des Vaters, führte den jungen Fürsten nebst seinen Begleitern bei uns ein, und so lernte ich Wilken kennen. Diese Bekanntschaft entschied unser beider Geschick, und der Vater gab seine Einwilligung zu unserer Verbindung, die stattfinden sollte, sobald Wilken eine Stelle haben würde⁵.

¹ S. v. S. 81 f.

² Siehe den Anhang I über „Prinzeß Louis“.

³ Figur in Richardsons Roman Clarissa.

⁴ Graf (seit 1807 Fürst) Georg von Schaumburg-Lippe, geboren 1784, regierte 1787 (bis 1807 unter Vormundschaft) bis 1860.

⁵ Dem wohl schon im Sommer 1803 sich entspinrenden Liebesverhältnis Carolinens mit Friedrich Wilken stemmte sich anfangs ihr Vater sehr entgegen, da er eine gesicherte Lebensstellung Wilkens für die nächste Zeit nicht erwartete. „Raum waren wir gestern im Zimmer,“ schreibt Caroline im März 1804, „so ergoß er sich in tausend heftigen und bitteren Bemerkungen über uns und schloß mit der Äußerung, er werde endlich noch Maßregeln gegen diese unbesonnene Neigung zu finden wissen. Maßregeln gegen diese Neigung! Das kommt mir vor wie ein Kraut gegen den Tod. Beides kann und wird nie gefunden werden.“ Doch stellte sich ihre treffliche Mutter vor den Riß; im selben Jahre soll das junge Paar sich heimlich verlobt haben, und Wilkens steigender wissenschaftlicher Ruf und seine Ernennung zum Professor der Geschichte in Heidelberg rangen dann doch dem Vater die Einwilligung ab.